

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rheinfischer. Von Emil Gött

[urn:nbn:de:bsz:31-336673](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336673)

Rheinischer.

Von Emil Götts.

Offenbar läßt sich so ziemlich alles Glück der Jungen, Starcken, Gesunden, Ungetrübten und Ungebrochenen auf Einseitigkeit der Lebenserfahrung und des Schicksals, mit viel Rausch und Traum und Glauben und Hoffen, zurückführen. Es gleicht ganz der Unschuld des unversuchten Kindes, dem ebenfalls die zweite Hälfte des Lebens fehlt, um jene darin zu bewähren und so erst recht zu erbauen. Wenn das aber möglich ist: aus tausend Sünden eine Ehre zu brauen, aus tausend Niederlagen als Sieger, aus tausend Pfützen rein hervorzugehen, dem Schwane gleich, von dessen Gefieder auch das schmutzigste Wasser abträuft, ohne Flecken zurückzulassen, könnte es dann im Glücke nicht sein Gegenstück finden? Muß es nicht ebenso möglich sein, sich auf der zerstörten ersten Glücksmelt, in völliger Nüchternheit, Wahrheit, Desillusionierung, ohne Rausche und Träume und Selbsttäuschungen, ohne Glauben und Hoffnungen, eine neue und nun erst die rechte Lust und Kraft zum Leben, eine Freude und Liebe zum Menschen, ein Glück des Daseins zu schaffen, eines lachenden Daseins über dem unverhüllten Grauen der Welt? Eine nun unsterbliche Lust in ausgebrannter Brust — — —!

Indem mir dieser Gedanke geboren wird, weiß ich, daß er nicht von heute ist. Ich muß seinen Keim einmal und irgendwo vom Leben empfangen, in mir groß getragen, und mit meinem eigenen Leben genährt haben, bis er jetzt die fragenden Augen zu mir aufschlägt.

Und ich weiß, wann und wo es war. —

Von gemächlichem Ruder getrieben, gleitet unser Boot das blaugrüne Altwasser dahin, auf einer kleinen Entdeckungstour, die wir, der Freund und ich, in das Labyrinthwaldiger Inseln unternehmen, das der Rhein oberhalb des Felsens von Breisach angesiedelt hat. Sie locken uns an, wie eine stille verwunschene Welt, diese lauschigen, dunkeln Kanäle und Buchten im Weidendickicht. Ab und zu brechen wir durch einen Hain hohen Schilfes, und es rauscht und es knistert, als ob wir seidene Gewänder streifen. Ueber die Stille des Waldes und der ruhigen Wasser liegt das rorende

Rauschen des „Lalwegs“, wie der Eingeborene hierzuland den eigentlichen Strom des Rheines nennt, und es gibt einen angenehmen Grundbaß für unser schweigendes Schauen und Denken und — Atmen. Sprechen ist ja langweilig.

Jetzt biegen wir wieder um eine Insel, und eine stärkere Strömung erfasst uns — hier bricht irgendwo Strom ein, und richtig, dort ist ein Dammdurchlaß. Ein kurzes Wort und ernsthafteres Rudern, und wir legen am Rheindamm an, machen das Boot fest und steigen hinauf, ein wenig zu schlendern.

Ein ganz anderes Bild als in der Dämmerung hinter uns:

In hellem Lichte hinauf und hinunter die breite, grüne, rastlos treibende, schwebende, springende Woge des Rheins. Was eilt doch der Ruhelose so, was erwartet er da unten? Etwa Erlösung vom ewig strömen müssen? Dann könnte er es gelassener tun: nach kurzem Salzbad fängt es wieder von vorn an! — Hier scheint er gerade von Osten zu kommen, vom Belchen her, der in der Ferne majestätisch die ganze Strombreite überwölbt. Abwärts überspannt ihn die Eisenbahnbrücke und hinter ihrem steifen Filigran erhebt sich der graue Basaltfels von Breisach mit den Zinnen des Eckartsberges und dem uralten Münster, das aussieht, als ob darin schon die Amelungen zur Messe gegangen wären.

Aber jetzt bleibt der Blick da vorn an etwas Auffälligem hängen: ein Gerüstwerk ist hinaus in den Rhein gebaut, und gegenüber auf dem Damm steht eine spitze Hütte; Rauch kräufelt darüber in die Luft.

Spuren des Lebens ziehen an, draußen in der Einsamkeit und Weite. Wir hummeln also hin, mit dem Instincte, irgend etwas zu sehen. Eben tritt eilig ein Mann aus der Hütte und springt den Damm hinunter auf das Gerüst und hantiert da etwas. Dann steht er ruhig und stopft sich eine Pfeife. Wir sind herangekommen, steigen grüßend herunter und fragen, was es gibt. Fischer beim Salmenfang, liegen schon den dritten Monat heraußen, im Zeltbivak. Und nun kriegen wir wirklich was

zu sehen! Sie machen's mit dem „Lochfisch“.

„Mit dem Lochfisch? Wie ist das?“

„Na, wir haben einen Salm da stehen!“

Er weist mit dem Kinn und den Augen in das Wasser unter dem Gerüst. Wir sehen nichts. Er weist noch einmal, aber wir sehen immer noch keinen Salm da stehen. Der Mann lächelt gutmütig-ironisch — seine grauen Fischeaugen durchbohren das grüne Rheinwasser freilich anders als unsere Zwickel — greift nach einer der Schnüre und hangelt und hangelt daran, bis er einen mächtigen, über meterlangen Salm an die Oberfläche gehangelt hat; der Fisch zuckt.

„Beigott, der ist ja lebendig!“

„Freilich ist er lebendig!“ knurrte der Fischer, amüsiert über unser Erstaunen und befriedigt, uns was zeigen zu können.

„Ja, wie ist er denn angemacht?“ frag ich und wir gucken nach dem etwaigen Halfter.

„Seht Ihr nicht, er hängt am Angel?“

Wahrhaftig, er hängt am Angel, und schon die zweite Woche! — Wir spüren einen stechenden, reißenden Schmerz in der Backe, als ob wir am Angel hingen, die zweite Woche — —

„Ja, und was tut er da?“

„Hm! Wir haben den Fisch da hineingehängt, und da er nicht fort kann, steht er still, um sich nicht weh zu tun, gegen den Strom, über dem Netz da, seht! Das sehen nun die andern Salmen, die den Rhein heraufsteigen, und weil er so ruhig da steht, meinen sie, er milche über einem Laichplatz, und fallen eiferfüchtig wie die Bullen über ihn her, um ihn zu vertreiben und sich hinzusehen. Sie beißen ihn und reißen ihm oft das Fleisch pfundweise vom Leibe. Das weiß er, und weil er sich nicht wehren kann, fürchtet er sich und wird schon unruhig, wenn er einen andern in der Nähe spürt. Macht sich aber einer an ihn, so schlägt er um sich, und das rüttelt am Netz, und dann klingelt die Schelle da, und wir gehen her und lassen das Netz schnellen, und haben so beide — aber natürlich nicht immer!“ sezt er stoisch hinzu, und läßt den Fisch wieder zurück, der, traurig vermutlich, wieder in der grünlichen Milch des Stromes verschwindet.

Wir sehen ihm nach und dann uns an und dann wieder die über den hier lebendig Begrabenen hinwegschießenden Wogen, und

das primitive Gerüst, und den langen, hageren, schwarzbraun gebrannten Rheinfischer, und sauchte da nicht gerade ein Eisenbahnzug über die Brücke, so hätten wir uns zweitausend Jahre zurückversetzt geglaubt, in die Urzeit dieses Landes; so — irig schmeckte diese Fangmethode.

Aber wir sagen nichts; Sehen und Sinnen verschlägt uns die Lust zu Mahnungen wegen der Grausamkeit, und gleich kommt des Staunens mehr! Wir folgen dem Mann den Damm hinauf, der Hütte zu: ein Duzend roher Stangen im Kreis gegeneinandergestellt, oben sich kreuzend und zusammengebunden; die Füllung der Rippen aus dem hier „Liest“ genannten Schilfstroh. Der Rauch aber, den wir von ferne schon gesehen haben, kräuselt oben zum Firsloch heraus, wie bei einer sibirischen Jurte; dazu noch ein Blick durch den uns zugewendeten Türschlitz und:

„Ich glaube gar, Ihr habt ein Feuer in der Strohbude!“

„Freilich haben wir ein Feuer! Der Mai ist kalt, so zum Hocken und Liegen und Warten —“

„Ja, aber kann denn da nichts passieren?“

„Ah wo!“ lautet die geringschätzig Antwort.

Kopfschüttelnd treten wir näher, ein Blick ins Innere und wir prallen beide fast erschrocken zurück: zwei niedere Bengelpritschen am Boden mit Strohlager, auf der einen langgestreckt ein schlafender Mann, und zwischen ihnen ein lustig prasselndes Feuer, dessen Flammen die Wände zu belecken scheinen, Rauch und Funken wirbeln oben hinaus.

„Aber das muß ja brennen!“

„Ah wo, brennt nicht!“ macht er wieder in unberührtester Ruhe.

„Brennt nicht?“ ruf ich erregt, „wieso brennt das nicht, das ist ja Klingelbürrer Stroh und — —“

„Sie dürfen ruhig sein, es brennt nicht mehr!“ machte er lächelnd.

„Ja wieso? warum brennt es nicht mehr?“ frag ich, verwirrt durch seine ihm angefühlte Sicherheit dem mir Unerklärlichen gegenüber.

„Hm! es ist halt schon verbrannt! — er zeigt wieder mit Aug' und Kinn an die Wände.

fallen. Der Plan gelang, und ohne Schuß und Schwertstreich wurden 31 Gefangene gemacht.

Es blieb nicht verschwiegen, welche Verdienste sich Pfaff durch seine Klugheit und Entschlossenheit um die Sache der Desterreicher und der ganzen Gegend erworben. Er hatte deshalb Grund zur Befürchtung, seine Taten könnten auch dem Feinde bekannt werden, und dieser könnte an ihm und dem ganzen Dorfe Rache nehmen. Er stellte deshalb Scheibler die Gefahr vor und verlangte von ihm eine Sicherheitswache, die jedoch nicht gewährt wurde. Er beantragte nun bei der Gemeinde die Gründung einer berittenen Bürgerwache, die den Feind bei Tag und Nacht beobachten und nötigenfalls durch einen Eilboten die Ulanen in Dinglingen zu Hilfe holen sollte.

Dieser Antrag wurde ausgeführt und Kreuzwirt Pfaff zum Hauptmann der Bürgergarde ernannt. Der Abt von Schuttern ließ ihm aus Dankbarkeit, weil er die Plünderung des Klosters verhindert hatte, eine Ulanenuniform machen. Diese Uniform bestand aus gelber Mütze mit Fangschnüren und weißem Federbusch, rot ausgeschlagenem Rock, grünen Hosen mit roten Streifen und einem weißen Mantel. Pfaff war in dieser Uniform ein stattlicher Kriegsmann. Um sich noch mehr Respekt zu verschaffen, kaufte er sich einen martialischen „Schnurrbart“, den er stets „im Dienste“ trug, wobei er seinen feurigen Normänner ritt. Die Ulanen hießen ihn nun kurzweg „Radetz Bauer“. Seine Kriegstüchtigkeit bewies Pfaff aufs neue dadurch, daß in der ersten Nacht, da er seine Uniform trug, unter seiner Führung und Anleitung zwei feindliche Reiterpiketts aufgehoben wurden.

Das Glück, welches Pfaff bei den bisherigen Unternehmungen stets hatte, spornte seine Kühnheit und Tapferkeit so sehr an, daß er sich vor keiner Gefahr mehr fürchtete. Dank seiner Umsicht und der Nähe der österreichischen Soldaten fühlten sich die Dorfbewohner sicher vor feindlichen Ueberfällen. Die Bürgerwachen hingegen wurden durch die gewohnte Sicherheit allmählich lässig in ihrem Dienste. Als sie in einer Nacht mit Kartenspiel auf der Wachtstube die Zeit vertrieben, kam plötzlich die Schreckensnachricht, daß der Feind mit starker Macht dem Orte nahe. Schleunigst wurde der Kommandant geweckt. Ulanen waren keine da;

indes war Pfaff kurz entschlossen. Er warf sich rasch in seine Uniform, bestieg seinen Normänner und ritt zur Undizbrücke, wohin der Klosterjäger, der eben bei ihm weilte, vorausgeeilt war.

Als die Franzosen der beiden ansichtig wurden, meinten sie, es seien österreichische Vorposten und machten halt. Der Kreuzwirt und sein Begleiter bemerkten die Verlegenheit des Feindes und schossen ihre Pistolen ab. Die Franzosen hielten dies für ein Alarmzeichen, und in der Furcht vor einem Angriff seitens der Desterreicher zogen sie sich — es waren etwa 600 Mann — nach Zehenheim zurück. Pfaff ritt nun von der Undizbrücke wieder in das Dorf und begab sich auf die Straße nach Schutterzell, von wo aus er die Bewegung des Feindes genau beobachten und seine Stärke annähernd feststellen konnte.

So täuschte und beunruhigte Pfaff die Franzosen des öfteren, bald allein in seiner Uniform, bald mit Hilfe eines österreichischen Streifkorps, so daß sie längere Zeit dem Orte fernblieben. Je mehr aber die Franzosen den Mut zum Vorrücken verloren, desto mehr gelüstete es Pfaff und das österreichische Ulanenkorps, die Franzosen zu attackieren.

Bei einem Streifzuge, den Pfaff einmal mit Scheibler unternahm, kam er in ernste Lebensgefahr. Jeder der beiden Anführer hatte die Hälfte der Mannschaft. Während Scheibler mit seiner Abteilung ohne große Mühe vor Zehenheim ein feindliches Reiterpikett aufhob, lauerte der Kreuzwirt auf Rheinseite im sogenannten Fortwald auf ein anderes, das gerade aufgestellt wurde. Im geeigneten Moment stürzte er aus dem Hinterhalt hervor, um dasselbe abzufassen. Allein sein Vorhaben wurde vereitelt. Eine von ihm unbemerkt gebliebene Abteilung Infanterie gab auf seine Leute Feuer, wobei Pfaffs Normänner einen leichten Streifschuß erhielt. Nun galt es, sich zu retten. Pfaff sprengte mit seiner Truppe dem Dorfe zu. Das Feldtor war geschlossen, aber Pfaffs Normänner, durch die Wunde aufgeregt, sprang über das Hindernis hinweg, während die nachfolgenden Ulanen mehrere Augenblicke durch dasselbe aufgehalten wurden. Der Kreuzwirt glaubte sich schon in Sicherheit, da sah er beim Schwanenwirthshaus eine feindliche Reitertruppe von acht bis zehn Mann. Nun galt es ein Haupt-

wagnis. Pfaff gab seinem Pferde die Sporen, schwang den Säbel und „Pardon Messieurs“ ihnen zurufend, ritt er in rasendem Galopp durch die Reihe der feindlichen Reiter, die ganz überrascht auf beiden Seiten der Straße zurückwichen. Sie verfolgten nun den Kreuzwirt auf der Straße nach Kürzell, wurden aber von diesem mit Hilfe der nachfolgenden Ulanen gefangen genommen.

Einige Zeit nach diesem kühnen Handstreich Pfaffs drohte Kürzell seitens der Franzosen eine ernste Gefahr. Es war eine sehr unlustige Nacht. Der Kreuzwirt hatte wie immer die Wachtposten revidiert. Nach dieser Revision beging nun die Abteilung an der Landstraße nach Ichenheim die Unvorsichtigkeit, ihren Posten zu verlassen, in der Annahme, es werde bei diesem unfreundlichen Wetter weder vonseiten des Hauptmanns, noch vonseiten der Feinde ein Besuch zu befürchten sein. Aber gerade diese Nacht war es, in welcher die Franzosen gegen Kürzell heranrückten. Bei Tagesanbruch war das Dorf vom Feinde besetzt. Auf allen Seiten standen feindliche Piketts. Rasch wurde der Kreuzwirt geweckt. Ohne sich lange über die Pflichtvergessenheit der Wache zu ärgern, instruierte er seinen treuen Knecht Anton, schickte ihn mit einer Hake, als ginge er zur Feldarbeit, nach Schuttern, um den Schutterner Landsturm zu alarmieren. Dieser sollte den Feind im Rücken so lange beschäftigen, bis die Ulanen von Dinglingen zur Stelle wären, nach denen er sofort auf die gleiche Art schickte, und die auch bald heraneilten. Pfaff hatte die Uniform eines österreichischen Husarenoffiziers angelegt und schon vor Ankunft der Ulanen sich dem Feinde gezeigt. Diese Kriegslust hätte aber dem Kreuzwirt fast das Leben gekostet. Einer vom Schutterner Landsturm hielt ihn nämlich merkwürdigerweise für einen Franzosen und suchte mehr als zehnmal auf ihn zu schießen, aber glücklicherweise versagte ihm jedesmal das Gewehr. Die Franzosen hingegen wurden beim Anblick des vermeintlichen österreichischen Husarenoffiziers aufs höchste besorgt, sie möchten vom Walde her von den Desterreichern umzingelt werden, und schickten sich zum Rückzug nach Ichenheim an. Acht Wagen, die sie bereits mit geraubtem Heu und Hafer geladen hatten und mitnehmen

wollten, wurden ihnen noch zur rechten Zeit von den Ulanen wieder abgejagt.

Ein anderes Mal wollte der Kreuzwirt in der Nacht mit zwanzig Mann ein ebenso starkes Kavalleriepikett der Franzosen aufheben. Aber der Feind erkannte die Gefahr und es begann nun beiderseits der Angriff mit heftigem Pelotonfeuer. Der Kreuzwirt mußte sein Pferd verlassen, da ihm der Bügel abgeschossen wurde und er überdies noch eine Kugel auf die Säbelscheide erhielt. Dieser Unfall machte ihm kurze Zeit zu schaffen.

Endlich versuchten die Franzosen, mit gesamer Macht bis Dinglingen und Lahr vorzurücken, doch auch dieses Vorhaben mußte der Kreuzwirt wieder zu vereiteln. Er stellte eiligst die Notmängel im Hugsweierer Wald auf, welche ein starkes Feuer auf die Franzosen gaben. Mit dem ersten Schuß fiel ausseiten der Franzosen der Hauptmann, worauf diese wieder nach Ichenheim, Dandenheim und Altenheim sich zurückzogen.

So beteiligte sich der Kreuzwirt Pfaff vom April bis in den September 1797, also nahezu ein halbes Jahr hindurch, an dem kleinen Kriege gegen die Franzosen, hielt diese von Kürzell ab und bewahrte das Dorf vor Plünderung und anderem Ungemach. Theils durch seine Beihilfe, theils unter seiner Führung wurden in dieser Zeit gegen 800 Mann und Pferde gefangen genommen und in das Lager der Desterreicher geführt, während auf seiner Seite nur ein Mann fiel.

Im September erschien nun endlich Erzherzog Karl, der Retter Deutschlands, mit der österreichischen Hauptarmee und schlug die Franzosen bei Nehl über den Rhein. Die Desterreicher wurden dabei vom Ortenauer Landsturm unter dem Kommando des Durbacher Gipsrmeisters Finner, gebürtig von Schuttern, tatkräftig unterstützt.

„Deutschland ist die Gesamtheit aller deutsch empfindenden, deutsch denkenden, deutsch wollenden Deutschen; jeder Einzelne von uns ein Landesverräter, wenn er nicht in dieser Einsicht für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Vaterlandes in jedem Augenblick seines Lebens persönlich sich verantwortlich erachtet; jeder Einzelne ein Held und Befreier, wenn er es tut.“
Paul de Lagarde.

*
„Findest du im Beglücken anderer dein Glück, dann denkst du ungetrübt an dieses Glück zurück!“